

# Verkümmerung

## Drei Anläufe zu Georges Hausemers Erzählung "Das Institut"

### Erster Anlauf:

Was kann ein Leben erfüllen?

Eine beglückende Beziehung? Eine kreative Arbeit? Geborgenheit in der Familie? Eine ausgleichende Freizeitbeschäftigung? Eine innere Fülle?

Diese Werte dürften den Positivabdruck der weiblichen Hauptfigur aus Hausemers neuen Erzählung "Das Institut" darstellen. Das alles hat die Ich-Erzählerin nicht: Sie verrichtet eine geistlose Arbeit in einer Bank, ist den ganzen Tag in den gläsernen Käfig eingesperrt, hat mit blöden Vorgesetzten und uninteressanten Kunden zu tun. Die Familie stammt aus der Steinzeit, den Freund läßt sie über sich ergehen, und wenn sie allein ist, schreibt sie Sätze aus Büchern ab. Bisweilen geht sie auch ins Café. Manchmal träumt sie.

Ein Leben grau in grau. Wollen sie ein paar Klischees? Identitätsverlust, Selbstentfremdung, mangelnde Selbstverwirklichung? Darüber handelt das Buch effektiv - auch. Trotzdem wird diese Charakterisierung ihm nicht gerecht, weil dabei gerade das Typische fehlt: der Ton, die Auswahl, die Inszenierung, die Schnitttechnik.

### Zweiter Anlauf:

"Abends sitze ich oft stundenlang in diesem Zimmer und schreibe aus Büchern Sätze ab. Wenn ich zwischendurch einmal versuche, einen eigenen Satz zu formulieren, was selten der Fall ist, befällt Starrheit meine Hand.

Nachdem ich die Bücher geschlossen habe, füllt sich mein Kopf mit lebloser Masse. Eine Art flüssiger Zement. Also lege ich den Stift zur Seite und wende mich einer anderen Beschäftigung zu.

Ich blicke zum Fenster hinaus, gespannt. Die Lichter im Haus gegenüber, aber nichts, was sich bewegt. Die Nacht hat alles verwischt." (S. 9)

Dieses karge, trockene Registrieren von (oft disparaten) Einzeleindrücken, die selten kommentiert

werden, entspricht der einen Tonart der Erzählung: eintönig, sotto voce gesprochen, ohne Höhepunkte oder katastrophale Tiefen-Erklärungsbrücken überflüssig.

"Noch einen dieser Sonntage. Wir machen uns auf den Weg. Sobald Lehmann mich bei der Hand nimmt, drücke ich so fest zu, daß die Gelenke krachen. Doch vor lauter Anstrengung merkt er das nicht. Im selben Moment nämlich klatschen einige Passanten die verdorrten, ausgetrockneten Köpfe von den Schultern. Bald wimmelt es in der Hauptstraße von dampfenden Eiterpfützen. Am Rande die Grimassen schneidenden, fluchend übereinander herfallenden Schaufensterpuppen, die sich die nagelneuen Kleider von den schweinsfarbenen Plastikleibern zerren und inmitten der festlich geschmückten Wiegen und Kinderwagen, der Sportgeräte und Pappdekorationen zu kopulieren beginnen, daß die Scheiben vibrieren, die Regale zusammenbrechen, sämtliche Auslagen zertrümmert, besudelt, befleckt, durch die mit Gummiblasen zersetzte Luft geschleudert werden..." (S.48)

Der Kontrapunkt also: aufgeregter, visionärer; kurze Einbrüche des Traumhaften - oder sollte man sagen: plötzliches Verschwinden der Realität?

Die Dosierung dieser zwei Register ist gekonnt. Während der Lektüre bestätigt sich der Eindruck: hier schreibt jemand, der auszuspähen gelernt hat, die Verkürzung schafft Suggestionenräume.

### Dritter Anlauf:

"Mein Arbeitsplatz, das Institut, die Anstalt. Wir sind die Insassen, die man hinter übermannshohen gläsernen Mauern in Gewahrsam hält, die man mit unerreichbar hoch angebrachten Kameras beobachtet, überwacht. Die man mittels monotoner, himzersetzender, endlos sich wiederholender Beschäftigungen ans Leben fesselt, die man in einen sauerstoffarmen Neonlichtkessel gepfercht und mit unsichtbaren Ketten an scharfkantigen Möbelstücken festgebunden hat."

---

Ein solcher Text, besonders wenn er auf der Rückseite des Deckels abgedruckt ist, läßt vermuten, daß der Autor sozialkritische Ziele verfolgt. Das Institut - schließlich Titel der Erzählung -: eine Art Gottesanbeterin, "während sein Hinterleib sie begattet, frißt sie seinen Vorderleib", wie Eich sagt?

Aber ist es wirklich das Institut, das "die Seele aufißt"? Ist die Verstümmelung der Figur auf ihre Arbeit zurückzuführen? Und die eigentliche Frage: Ist es das "System" hinter dem Institut, das System mit großem S, das Menschen so verkrüppelt?

Hoffen wir es, sonst droht die Geschichte auf einen eher banalen psychologischen "Fall" zusammenzuschumpfen, der dank der Sprache interessant bleibt.

Aber gerade die Sprache! Das übliche Problem der Rollenprosa, des inneren Monologs oder des Tagebuchs: die Figur denkt und redet immer im Stil des Autors. Und deshalb muß dieser seine Diktion so "verkümmern" lassen, daß sie gleichzeitig glaubwürdig und suggestiv ist.

Selbstverständlich sollte man nicht nachfragen, ob es das Kornfeld von Van Gogh in Wirklichkeit gibt. Deshalb ist auch die Frage müßig, ob die Hauptfigur aus Hausemers Buch oder das von ihm beschriebene Institut real existieren. Und doch ist es schwer, Dinge und Personen zu schaffen, die nur aus Sprache bestehen. Entweder sind sie nicht realistisch genug, um wahr zu sein oder nicht unrealistisch genug, um über sich selbst hinauszudeuten.

Bildet nicht die Sprache, genau wie das Institut, ein Glashaus, von dem man, Frisch parodierend, sagen könnte: "Das Glashaus ist nur in mir"? In beiden Fällen aber könnten Scherben Glück bringen.

Paul Maas

---

**Georges Hausemer, Das Institut,  
Erzählung. Verlag Op der Lay,  
Esch-sur-Sûre 1989. 81 Seiten, 320.-**

---